Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 32 (1938)
Heft: 4

Artikel: Menschenherrschaft und Gottesherrschaft in der politischen Gestaltung
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-137197

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nirgends dem *Tode* das letzte Wort einräumt, weder in der geiſtigen, noch in der körperlichen Welt, weder für das Los des Einzelnen, noch für das der Völker, noch für das der Wahrheit und Gerechtigkeit, ſondern überall nur dem Leben, dem Sieg, dem lebendigen Gott und Chriſtus, die alle Gräber ſprengen: Oſtern! Das bedeutet, daß, wer an ihn glaubt, wer auf ihn ſchaut, auch nicht irgend einen Tod zugeben kann, den das Böſe bewirkt hat. Er glaubt auch dafür an Auferſtehung. Auf ihn ſchauend, können wir, müſſen wir ſicher und gewiß werden, daß ſie wiederkehren werden, aufſtehen aus dem Grabe, die Völker, die Sachen, die Menſchen, die in unſeren Tagen das Schwert des Böſen geiſtig erſchlagen hat. Sie werden aus den Gräbern kommen zu ihrer Zeit. Solche Auferſtehungen ſind ſchon oft geweſen. Wir in unſerer Zeit haben deren eine ganze Reihe erlebt, zum Teil unglaubliche. Man kann die ganze Geſchichte eine große Auferſtehung nennen. Solcher Oſterruf darf uns, ſoll uns umtönen in dieſen Tagen des Todes für das Gute, für die Freiheit, für das Recht, für den Frieden, für Gottes und des Menſchen Sache — Oſterruf, Oſterfreude, Oſterſieg — von Chriſtus her, der erſchienen iſt, die Werke des Teufels zu zerſtören, das ganze Reich Satans zu beſiegen und den das Triumphlied *ſeines* Reiches umbrauſt: „Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg?“ *Leonhard Ragaz.*

Menſchenherrſchaft und Gottesherrſchaft in der politiſchen Gestaltung.

Es gibt ein großes und ganz unvergleichliches Wunder in der Geſchichte: das iſt die Erkenntnis des urſprünglichen Rechtes, das jeder Menſch hat. Es iſt ein Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes: es geht über alles Natürliche hinaus. Das Natürliche iſt in dieſer Welt die Gewalt, die Herrſchaft der Starken über die Schwachen, die Ausbeutung der Wehrloſen, der rückſichtsloſe Kampf, bei dem die Brutalen, die Hemmungsloſen, die Gewiſſenloſen, die Schlauen, die Primitiven und Gemeinen die Oberhand bekommen und behalten; das Natürliche iſt Unterdrückung, Herrſchaft in immer wechſelnden Formen — aber immer durch ein Merkmal gekennzeichnet: durch die Rechtloſigkeit der einen und die Vorrechte der andern.

Man muß ſich das anſchaulich machen; man muß das endloſe Heer der Vergewaltigten an ſich vorüberziehen ſehen, in ihrer Erniedrigung. Man muß ſie vor ſich ſehen: dieſe Vergewaltiger mit ihren Peitſchen, mit ihren Waffen, mit ihren Burgen, mit ihren ſogenannten Rechtſamen und verbrieften Vorrechten, dieſe Herren, die ſich für Halbgötter halten und für ſolche gehalten werden, dieſe Monarchen und Deſpoten, auf deren Wink die beſten Köpfe abgeſchlagen und die Edelſten vernichtet werden. Man muß das Heer der Geopferten ſehen, die ſtumm zur

Schlachtbank geführt werden; ſie, denen man das Reden verbietet, denen man nicht erlaubt, zu denken, die ihre Peiniger anzubeten und ihnen „Heil!“ zuzurufen haben. Man muß den Sklaven des Altertums und den mittelalterlichen Bauern vor ſich ſehen, dann wird man ahnen, was Herrſchaft iſt und was Freiheit iſt. Dann wird man verſtehen, was für eine heilige Stunde es war, als in dieſe Welt die Botſchaft eintrat, daß jeder Menſch — jeder! — ſein heiliges Recht hat, und daß ſogenannte Regierungen nur mit ſeiner Zuſtimmung und nur ſolange es ihm gefällt, über ihn regieren dürfen.

Wir ſollten uns durch die Tatſache des Niederganges der Demokratie nicht daran hindern laſſen, die Größe und Heiligkeit ihrer Geburtsſtunde zu empfinden. Denn dieſer Niedergang hat ſeine Urſache ja nicht im Weſen der Demokratie ſelbſt, ſondern in der Kleinheit und Mattigkeit unſerer Seelen, welche die großen Gedanken der Freiheit und des heiligen Rechtes jedes einzelnen Menſchen nicht mehr zu faſſen vermag. Die Erſtarrung und das Verſagen der Demokratie offenbart in erſter Linie unſern Abfall, den Abfall von dem, was hinter aller Demokratie ſteht, von dem Letzten und Größten, das die Quelle aller Freiheit und aller heiligen Menſchenrechte iſt.

Wir ſind uns bewußt, etwas zu ſagen, das nicht ſo bekannt iſt, wie es ſein müßte (es müßte bekannt ſein, weil es eine der wunderbarſten Tatſachen der Menſchengeſchichte iſt!), wenn wir darauf hinweiſen, *daß die Geburtsſtunde der Demokratie mit der Stunde zuſammenfällt, in der ſich Gott einem Volke offenbarte*, — und daß dieſes zeitliche Zuſammentreffen nicht zufällig, ſondern von tiefſtem inneren Wahrheitszuſammenhang iſt.

Der Leſer hat vielleicht, als ich von der Geburtsſtunde der Menſchenrechte ſprach, an ſpätere Daten gedacht, vielleicht an die „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen“ vom 3. September 1791 oder an die amerikaniſche Unabhängigkeitserklärung vom Jahre 1776, die mit der Erklärung der Menſchenrechte beginnt, mit jenen denkwürdigen Worten:

„Wir halten dieſe Wahrheiten für in ſich einleuchtend: daß alle Menſchen gleich geſchaffen ſind; daß ſie von ihrem Schöpfer mit gewiſſen unveräußerlichen Rechten ausgeſtattet ſind, darunter Leben, Freiheit und Streben nach Glück: daß *zur Sicherung dieſer Rechte* Regierungen unter den Menſchen eingeſetzt ſind, die ihre gerechten Vollmachten *von der Einwilligung der Regierten herleiten;* daß, wenn immer eine Regierungsform dieſen Zielen zum Schaden gereicht, es das Recht des Volkes iſt, ſie zu ändern oder abzuſchaffen und eine neue Regierung einzuſetzen ...“

Daran hat der Leſer vielleicht gedacht — und es liegt auch uns fern, die Größe dieſer ſpäteren geſchichtlichen Stunden zu verkennen. Auch dieſe ſind uns heilig, und wir haben allen Grund, mit tiefſter Ehrerbietung von ihnen zu reden und die ſeeliſche Kraft und Größe der Menſchen jener Zeit zu bewundern. Sie ſind ja ſo viel gläubiger und

frömmer gewesen als diejenigen, welche sie nach der heutigen Mode als bloße Idealisten und Rationalisten abtun.

Was wir nun aber wieder ins Licht stellen möchten — gerade auch um damit ein gegenüber Recht und Freiheit laues Christentum abzuschütteln —, das ist eben jene Tatsache, daß die Geburtsstunde der Demokratie mit der Stunde zusammenfällt, in der sich Gott einem Volke offenbarte.

Die Gesetzgebung des Moses ist nicht nur eine Erklärung der Rechte Gottes, sondern zugleich eine gewaltige, mit derselben Heiligkeit und Autorität ausgestattete Erklärung der Menschenrechte. Es tritt an jener Stelle der Geschichte in dem, was man überhaupt Gesetzgebung nennt, eine entscheidende Wendung ein: die Gesetzgebung nimmt die Richtung auf den Menschen.

Alle Gesetzgebung wird sonst in dieser Welt des Egoismus und der Gewalt zur Sicherung und Heiligsprechung von Gewalt und Vorrecht dienen; nun aber wird das Recht des Menschen heilig gesprochen, und zwar des Menschen als solchem, nicht des reichen Menschen, nicht des Starken, nicht des Begabten, sondern des Menschen schlechthin, des Armen, des Wehrlosen, der Witwe, der Waise, des Heimatlosen. Beim Reichen ist in dieser Welt immer der Reichtum wichtiger als der Mensch, beim Begabten die Begabung, beim Starken die Stärke. Hier aber wird der Mensch, der nichts ist, nichts hat, nichts kann für heilig, unverletzlich, unantastbar erklärt. Es wird ein Recht proklamiert, das sich auf nichts stützen kann, auf nichts, was von dieser Welt ist. Das Recht des Starken beruht auf seiner Macht, das des Reichen auf seinem Reichtum — das Recht des Armen aber und des Wehrlosen beruht auf nichts, was von dieser Welt ist; es kann nur auf Einem beruhen: auf Gott, auf dem, der diesen Menschen schuf. So wie es auch in der amerikanischen Erklärung der Menschenrechte steht: „daß die Menschen von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind" — ja, einzig und allein von ihrem Schöpfer.

Möchten wir es doch fühlen und anerkennen, daß hier eine der gewaltigsten, heiligsten und schönsten Offenbarungen des Glaubens vorliegt. Glauben ist dieses zuversichtliche Abstellen auf einen ewigen Grund, auf etwas, das nicht greifbar, das „nicht von dieser Welt" ist. Möchten wir erkennen, was das für diese Welt bedeutet, in der sonst nur Eisen und Stahl, Gold und Silber gelten. Hier sinken diese Götter in den Staub, hier tritt in diese Welt der sachlichen Werte diejenige Macht, welche der Persönlichkeit den höchsten Wert verleiht. Hier tritt die jenseitige Macht in das Diesseits hinein und nimmt sich des Menschen an; der ewige Gott wird der Anwalt des Menschen, desjenigen Wesens, das bis auf diesen Tag in dieser Welt das wertloseste ist. Denn wenn das Wort dieser jenseitigen Macht nicht gilt, dann ist jedes Tier mit genießbarem Fleisch, jedes Stück Metall mehr wert als der Mensch, der in der Welt der sachlichen und meßbaren Werte nur dann Bedeutung

gewinnt, wenn er irgendwie ausgebeutet, zum Mittel des Erwerbes oder des Genuſſes erniedrigt werden kann. Nur der verſklavbare Menſch hat Wert in dieſen irdiſchen Zuſammenhängen.

Aber nun iſt die Wendung eingetreten mit der Offenbarung Gottes und der damit unlöslich verbundenen Proklamation des Rechtes des Menſchen. Von jetzt an hat auch der Menſch, der ſich nicht verſklaven und nicht gebrauchen laſſen muß, der „ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan" iſt, einen unendlichen Wert, unendlich, weil nicht mit den Maßſtäben der Endlichkeit zu meſſen.

Von jetzt an wird man die Gottloſigkeit gerade daran und an nichts anderem erkennen, wie mit dem Menſchen umgegangen wird; von jetzt an wird man diejenige Welt als gottlos bezeichnen, in der Menſchen um ſachlicher Vorteile willen mißbraucht oder geopfert werden. Wir haben das Geſchrei der Frommen über die zunehmende Gottloſigkeit nie ernſt genommen, aber wenn wir erleben, daß Hekatomben von Menſchen geopfert werden — oder auch nur ein einziges Kind! —, dann tritt uns diejenige Form von Gottloſigkeit greifbar entgegen, welche nicht nur von Theologen, ſondern von Gott ſelber als ſolche angeſehen wird. Denn Mißbrauch und Schändung des Menſchen iſt nur möglich, wo man Gott vergeſſen und verlaſſen hat. Daß uns — wenn das Geſagte wahr iſt — aus der Geſchichte und aus der Geſtalt der Gegenwart eine ganze Welt von Gottloſigkeit entgegentritt, wem könnte das nun noch verborgen ſein! Nicht nur die Sklaverei, nicht nur die Taten der Inquiſition, nicht nur alle Kriege mit ihrem bis auf dieſen Tag ſich immer noch ſteigernden Grauen, ſondern auch jeder chineſiſche Kuli, der mit tuberkulöſer, keuchender Bruſt ſeine Rikſcha im Lauffſchritt durch die Straßen zieht, und all die ſoziale Verſklavung, die Arbeit, deren Verweigerung man verbietet — aus all dem erhebt ſich jene ſchwerſte aller Anklagen, die der Gottloſigkeit. Denn wo man Gott kennt, da wird der Menſch in ſeine Rechte eingeſetzt.

Man beachte, daß wir von Anerkennung der *Rechte* reden und nicht von Erbarmen und Mitleid. Erbarmen und Mitleid kann man auch mit einem Pferde oder Hunde haben, ſagt Robertſon einmal. Man traut der Bibel, nach landläufiger Auffaſſung und auch nach der offiziellen theologiſchen Interpretation, ſehr viel Erbarmen, Mitleid und Liebe zu, nicht aber Leidenſchaft für Recht und Freiheit des Menſchen. Wenn dem ſo wäre, dann wäre die Bibel in dieſem Punkte durch die Demokratie, durch die Erklärung der Menſchenrechte überboten worden. Aber es iſt nicht ſo, ſondern die Proklamation der Menſchenrechte iſt in der Bibel da, und zwar in urſprünglichſter Art, mit jenem gewaltigen Pathos, mit jener Leidenſchaft, mit der nur der Schöpfer für ſein Geſchöpf, der Vater für ſein Kind eintreten kann. Es hätte wahrſcheinlich nie eine amerikaniſche und eine franzöſiſche Erklärung der Menſchenrechte gegeben, wenn nicht die bibliſche vorangegangen wäre.

So ſchaut die Bibel dieſe Sache an: Menſchenherrſchaft iſt Abfall von

Gott; Beherrſchung des Menſchen durch den Menſchen iſt Aufhebung und Zerſtörung der göttlichen Grundordnung. Es gibt nur Einen, der den Menſchen beherrſchen darf: Gott. Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, müſſen wir allerdings betonen, daß das Wort „herrſchen" hier im eigentlichen Sinne gemeint iſt; es handelt ſich um das Herrſchen, das die Freiheit des Beherrſchten aufhebt und ſeine Menſchenwürde antaſtet. Es handelt ſich alſo bei jener Erklärung der Menſchenrechte um die Ablehnung jeglicher Form von Tyrannei, nicht aber um die Aufhebung irgendwelcher Ordnung, zu der auch immer Ueberordnung und Unterordnung gehören wird. Wir müſſen ſchon hier — obſchon wir bisher mehr an das *Alte* Teſtament gedacht haben und auch noch weiteres über ſeine Stellung ſagen möchten — das entſcheidende Wort Chriſti anführen, das er über dieſe Sache geſprochen hat: „Ihr wißt, daß die, welche als die Fürſten der Völker gelten, ſie knechten und die Großen über ſie Gewalt üben. Unter euch iſt es aber nicht ſo, ſondern wer unter euch groß ſein will, der ſei euer Diener, und wer unter euch der erſte ſein will, der ſei der Knecht aller." (Markus 10, 42, 43.) Das iſt die einzige Form des Herrſchens und der Ueberordnung, welche die Rechte und die Würde des Menſchen nicht antaſtet: das Dienen, die Hingabe, das Opfer. Da iſt keine Beherrſchung des Menſchen durch den Menſchen mehr, denn in dem ſich Opfernden geht ja der Menſch unter. Daß in dieſem Sinne Menſchen leitende Funktionen ausüben, das bedeutet dann keine Verletzung der menſchlichen Grundrechte mehr; ſie ſind dann alle Glieder eines Leibes, und kein Glied — auch wenn ſeine Funktionen „höher" ſind als die der andern Glieder — iſt höher zu achten als die andern Glieder.

Dieſe Wahrheiten erfüllen die Bibel ſo gewaltig, daß es eigentlich eine der erſtaunlichſten Tatſachen ſein müßte, daß ſie ſo unbekannt geblieben ſind. So gründlich ſind dieſe Dinge zugedeckt worden, daß die Bibel ſogar in den Ruf gekommen iſt, ein Buch zu ſein, mit dem ſich alle mögliche Tyrannei und Entrechtung ohne ſonderliche Schwierigkeiten begründen laſſe. Und doch iſt die Bibel die erhabenſte und leidenſchaftlichſte Urkunde der Freiheit. Sie iſt das Buch der Menſchenrechte, weil ſie das Buch der Rechte Gottes iſt.

Wir können natürlich unſere Art, die Dinge zu ſehen, niemandem aufzwingen, und wir können hier auch nicht mit allen denen fechten, die uns mit Bibelſtellen das genaue Gegenteil beweiſen. Aber wir möchten uns immerhin anheiſchig machen, nicht nur nach dem ganzen Geiſt der bibliſchen Gottesoffenbarung, ſondern auch aus ihrem Buchſtaben und Wortlaut, Beweiſe zu liefern, daß in ihr jede Herrſchaft des Menſchen über den Menſchen als Sünde gilt.

Ich möchte nur auf eine Tatſache hinweiſen, deren Bedeutſamkeit allein alle jene Stellen weit überwiegt, mit denen etwa menſchliche Unterdrückung entſchuldigt worden iſt. Es handelt ſich um das folgende: Das Auftauchen der Monarchie erſcheint in der Bibel als eine Wendung

voller Tragik und Furchtbarkeit. Nur der ſtärkſte Ausdruck wird ſtark genug gefunden zur Charakteriſierung dieſer Wendung, ſie wird Abfall genannt, die Sünde aller Sünden! Menſchenherrſchaft iſt Abfall von dem Einzigen, der zum Herrſchen berechtigt iſt. Wir weiſen auf einige der bezeichnenden Partien in der Geſchichte des Gottesvolkes hin. Es iſt die Zeit des langſamen Herabſinkens von der Höhe der lebendigen Verbindung mit Gott. In dieſer Zeit des Niederganges taucht — ſozuſagen als erſtes Zerſetzungsprodukt — der Gedanke der Monarchie auf. Aber er wird ſofort verworfen, denn es iſt einer da, der zwiſchen Gott und Baal zu unterſcheiden weiß: Gideon. Richter 8, 22 heißt es:

„Darnach ſprachen die Männer Iſraels zu Gideon: Herrſche über uns, du ſowohl als dein Sohn und deines Sohnes Sohn, denn du haſt uns aus der Hand der Midianiter errettet. Aber Gideon antwortete ihnen: Ich will nicht über euch herrſchen und auch mein Sohn ſoll nicht über euch herrſchen; der Herr ſoll über euch herrſchen."

Es iſt wirklich ſo, wie einer der beſten — und, wenn man ſo ſagen dürfte, kongenialſten — Kenner des Alten Teſtamentes, Martin Buber, ſagt: „Der Bund am Sinai bedeutet ſeinem poſitiven Gehalt nach, daß die wandernden Stämme Jahwe auf Weltzeit und Ewigkeit zu ihrem König annehmen; ſeinem negativen Gehalt nach bedeutet er, daß *kein Menſch* König der Söhne Iſraels heißen ſoll." „Der eigentliche Widerpart der unmittelbaren Theokratie iſt das erbliche Königtum." Buber redet von einem „Zug der Auflehnung gegen alle Statik der Menſchengewalt", ja ſogar von dem „anarchiſchen Seelengrund der Theokratie" im Alten Teſtament.[1])

Auf zwei bedeutſame Stellen ſoll noch hingewieſen werden: Einer der Söhne Gideons, Jotham, hat gegenüber ſeinem Bruder Abimelech, der ſich zum König aufgeſchwungen und ſein Herrſchertalent bereits durch ein Blutbad dokumentiert hat, eine Fabel gedichtet:

„Einſt gingen die Bäume hin, einen König über ſich zu ſalben, und ſie ſprachen zum Oelbaum: Sei du unſer König.

Aber der Oelbaum antwortete: Soll ich meine Fettigkeit laſſen, mit der man Götter und Menſchen ehrt, und hingehen, um über den Bäumen zu ſchweben?

Da ſprachen die Bäume zum Feigenbaum: So komm du und ſei unſer König.

Aber der Feigenbaum antwortete ihnen: Soll ich meine Süßigkeit laſſen und meine köſtliche Frucht und hingehen, um über den Bäumen zu ſchweben?

Da ſprachen die Bäume zum Weinſtock: So komm du und ſei unſer König.

Aber der Weinſtock antwortete ihnen: Soll ich meinen Wein laſſen, der Götter und Menſchen fröhlich macht und hingehen, um über den Bäumen zu ſchweben?

Da ſprachen alle Bäume zum Dornbuſch: So komm du und ſei unſer König.

Und der Dornbuſch ſprach zu den Bäumen: Wollt ihr in Wahrheit mich ſalben, daß ich König über euch ſei, ſo kommt und bergt euch in meinem Schatten. Wo nicht, ſo wird Feuer ausgehen vom Dornbuſch und verzehren die Cedern des Libanon." (Richter 9, 8 ff.)

---

[1]) Martin Buber, Königtum Gottes, Schocken Verlag, Berlin 1932.

Welch tiefe Einſichten! Die Menſchen haben keine Ruhe, bis ſie ihren Tyrannen haben; wenn ſie einmal des Sinnes für Freiheit und Menſchenwürde verluſtig gegangen ſind, dann kommt eine geradezu krankhafte Sucht nach Wegwerfung und Knechtſchaft über ſie. Auch wenn ſie über den „dornigen" Charakter aller Menſchenherrſchaft völlig im klaren ſind, ſo werden ſie dennoch — mit ſehenden Augen! — dieſe Herrſchaft ſuchen. Alle Aufklärung über die Bosheit, Dummheit, Niedrigkeit des Tyrannen, alle Aufzählung ſeiner Schandtaten wird abprallen an dieſem pathologiſchen Verlangen, einen ſolchen ſichtbaren und fühlbaren Götzen in ihrer Mitte zu haben, auch wenn dieſe Fühlbarkeit auch im Zertretenwerden beſtehen ſollte. Und die andere Einſicht, die in dieſer Fabel ſteckt, iſt die, welche der Hiſtoriker Schloſſer, und mit ihm Jakob Burckhardt, ſo zu formulieren pflegten: „Die Macht iſt böſe an ſich." Der Menſch erträgt die Macht, den eigenen Machtbeſitz, ſeeliſch nicht; es iſt nicht ſeine Sache, über die Rechte anderer Menſchen zu verfügen; er hätte ſich damit etwas angemaßt, was nur Gott zukommen kann; er hätte die Grenzen des Menſchen überſchritten; er hörte auf, Menſch zu ſein, er würde aber nicht Uebermenſch — denn das iſt etwas, das es nicht gibt! —, er würde nur Unmenſch, und es würde „Feuer von ihm ausgehen und verzehren die Cedern des Libanon".

Die andere Stelle, auf die wir hinweiſen wollten, ſteht im 1. Buch Samuel, Kapitel 8, und ſchildert, wie der alte Samuel unter der Tragik des von Gott abgefallenen und darum ſich nach Knechtſchaft ſehnenden Volkes zuſammenbricht. Ihm wird es noch einmal deutlich beſtätigt, was Gott über Menſchenherrſchaft denkt: „Nicht dich haben ſie verlaſſen, ſondern mich haben ſie verlaſſen." Als aber das Volk dabei bleibt, mit ausdrücklicher, und ſachlich abſolut richtiger Berufung auf das Beiſpiel der heidniſchen Völker, da bekommt Samuel den Auftrag, dem Volk noch einmal zu ſagen, was das Königtum iſt:

„Und Samuel ſagte dem Volk, das einen König von ihm begehrte, alle Worte des Herrn und ſprach: Das wird die Gerechtſame des Königs ſein, der über euch herrſchen ſoll: Euere Söhne wird er nehmen, daß er ſie für ſeinen Wagen und ſeine Roſſe verwende, daß ſie vor ſeinem Wagen herlaufen, daß er ſie zu ſeinen Oberſten über Tauſend und zu Oberſten über Fünfzig mache, daß ſie ſeine Aecker pflügen und ſeine Ernte ſchneiden und daß ſie ſeine Kriegswaffen und ſeine Wagengeräte machen. Euere Töchter wird er nehmen, daß ſie ihm Salben miſchen und ihm kochen und backen. Euere beſten Felder, Weinberge und Oelbäume wird er nehmen und ſeinen Höflingen geben. Von eueren Saaten und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und ſeinen Kämmerern und Dienern geben. Euere Knechte und Mägde und euere ſchönſten Rinder und Eſel wird er nehmen und für ſeine Hofhaltung verwenden. Von eueren Schafen wird er den Zehnten nehmen und ihr ſelbſt müßt ſeine Sklaven ſein. Wenn ihr dann wegen eueres Königs, den ihr erwählt habt, ſchreit, wird der Herr euch alsdann nicht antworten. Aber das Volk weigerte ſich, auf Samuel zu hören, und ſprach: Nein, ein König ſoll über uns herrſchen. Wir wollen es ebenſo haben wie alle anderen Völker."

Und nun nahen wir uns mit der Frage, welche der Menſch und die ganze Not unſerer Zeit ſtellen muß — mit der Frage nach der Freiheit

und dem heiligen Recht jedes Menſchen — dem, deſſen Wort uns eindeutiger und zuverläſſiger Gottes Wort iſt als jedes andere Wort, das irgendwo innerhalb oder außerhalb der Bibel ſteht. Wir wenden uns mit dieſer Frage an Chriſtus — wenn wir auch wohl wiſſen, daß gerade *ſein* Weſen nicht in einigen bequem zu handhabenden Worten zu faſſen iſt.

Wir wiſſen, daß die Geſtalt Chriſti allen menſchlichen Anſprüchen und Leidenſchaften wie entrückt erſcheint. Wir wiſſen, daß die Menſchen gewöhnt worden ſind, ihn in einer großen Erhabenheit zu ſehen, erhaben namentlich über alles, was mit menſchlicher Leidenſchaft belaſtet erſcheint. So iſt es faſt zu einem Dogma geworden, daß Er, der göttliche Meiſter, nicht in Zuſammenhang gebracht werden könne mit jenem Lebensgebiet, das allerdings von vielen großen und kleinen Leidenſchaften erfüllt und vielleicht verwüſtet worden iſt: mit dem Gebiet des Politiſchen. Es erſcheint deshalb als ein ganz unmögliches, ja ſchlechterdings unzuläſſiges Unterfangen, Chriſtus für die Demokratie oder für eine andere Staatsform in Anſpruch nehmen zu wollen. Wie ſollte der, der geſagt hat: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt" in Beziehung geſetzt werden können zu den politiſchen Geſtaltungen, zu Freiheit oder Diktatur?, ſagt man. Und es iſt ſelbſtverſtändlich wahr, daß wir durchaus enttäuſcht werden müſſen, wenn wir bei ihm nach einer Formel ſuchen, die man nun ohne viel zu denken und ohne ein lebendiges Herz einfach auf das Politiſche anwenden könnte.

Man wird uns, die wir glauben, daß die demokratiſche Freiheit ihre tiefſte Begründung in der bibliſchen Botſchaft hat, Worte entgegenhalten wie das bekannte: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt und Gott, was Gottes iſt", — ein Wort, das unſere Auffaſſung gründlich zu widerlegen ſcheint, weil es das Kaiſertum anerkennt in einer Zeit, in der ſich dieſes römiſche Kaiſertum bis zur Vergottung des Cäſars entwickelt hatte. Wir können hier nicht ausführlich auf die Interpretation dieſes Wortes eingehen; wir müſſen es aber erwähnen, damit uns nicht vorgeworfen werden kann, daß wir uns um die uns unbequemen Worte herumdrücken und nur zitieren, was uns paßt. Jenes Wort iſt einfach und unmißverſtändlich: Jeſus wird von den Vertretern des jüdiſchen religiöſen Patriotismus vor die Alternative geſtellt: entweder jüdiſcher Nationalismus oder aber Anerkennung des übernationalen römiſchen Reiches. Jeſus lehnt in dieſem Worte den religiös-nationaliſtiſchen Patriotismus ſeines Volkes ab und bejaht das Römerreich, aber ſo, daß er ſofort der Tendenz zur Vergottung, die natürlich auch dieſem „Reich" innewohnt, den Hinweis auf den einen Gott entgegenſetzt. Nicht die Staatsform des römiſchen Imperiums — ſie war damals, wenn auch erſt ſeit ganz kurzer Zeit, das Kaiſertum —, ſondern das Reich wird (relativ!) anerkannt. Ganz deutlich und abſolut wird aber abgelehnt der jüdiſche nationaliſtiſch-meſſianiſche Patriotismus, der es unerhört findet, daß ſie, die Juden, den Römern Steuern bezahlen

müſſen. Abgelehnt wird von Jeſus jene Sorte von Freiheitsbegeiſterung, die auch bei uns die einzige iſt, die man noch verſteht: die außenpolitiſche, mit nationaler Eitelkeit verquickte Freiheit, dieſe populäre Sache, mit der die Völker in Rauſch verſetzt und ſo leicht gegeneinander gehetzt werden; dieſe Freiheit, die immer wieder ſo fiktiv iſt für den Einzelnen; dieſe Freiheit, um deretwillen ſich die Völker immer wieder opfern laſſen für den Größenwahn ihrer Führer, für die Dummheit und Gewiſſenloſigkeit ihrer Diplomaten, für den Beſitz derer, die das Volk lieber ſchon heute als erſt morgen jener realen Freiheit, der Rechtsgleichheit, berauben würden, wenn das Volk nicht auf der Hut wäre, — dieſe Freiheit, die in Illuſionen beſteht, dieſe Freiheit, um deretwillen das jüdiſche Volk achtunddreißig Jahre ſpäter verbluten wird, hat Jeſus abgelehnt, vor dem Glauben an ſie hat er gewarnt.

Aber was müßten wir von einem Chriſten, von einer Kirche halten, die aus jenem Worte Chriſti den Schluß ziehen wollte, daß Jeſus den Boden des Alten Teſtamentes, den heiligen Boden des Sinai, verlaſſen habe und gegenüber Recht und Unterdrückung gleichgültig geworden ſei? Es genügt, wenn wir hier nochmals jenes eine Wort Chriſti zitieren, an deſſen großartiger Einfachheit und Eindeutigkeit alle Künſte der „Auslegung" zuſchanden werden müſſen, jenes Wort, das bezeichnenderweiſe ſo viel ſeltener zitiert und bepredigt wird: Markus 10, 42: „Ihr wißt, daß die, welche als Fürſten der Völker gelten, ſie knechten und ihre Großen ſie vergewaltigen, aber ſo iſt es nicht unter euch."

„So iſt es nicht unter euch." So iſt es unter denen, die Gott nicht kennen und ſich nicht vor ihm beugen; ſo iſt es unter den Heiden. So zu handeln, den Menſchen zu vergewaltigen und ſeine Rechte zu mißachten, das ſtempelt den Menſchen zum Ungläubigen, und auch Hunderttauſende von Prieſtern können dieſes Brandmal nicht von ihm nehmen. In einer Welt ohne Gott, da iſt jede Tyrannei, jede Erniedrigung und Entrechtung des Menſchen möglich, ſogar natürlich. Aber aus der Erkenntnis Gottes erhebt ſich als Erſtes das heilige Recht des Menſchen, des Geringſten unter ihnen. „Sehet zu, daß niemand einen von dieſen Geringen verachtet." Das iſt von den Kindern geſagt, aber auch das Kind iſt gerade deshalb der Repräſentant des Menſchen, weil es völlig wehrlos und preisgegeben iſt, wenn der Glaube verloren geht, daß „ihre Engel im Himmel allzeit das Angeſicht des himmliſchen Vaters ſchauen". Wir können auch an jenes größte, ſchlichteſte und ergreifendſte Einſtehen Jeſu für die Geringen erinnern, wo er, in einer Art, die allerdings noch gewaltiger iſt als alles Rechtspathos vom Sinai und als alle Rechtsleidenſchaft der Propheten, ſich ſelbſt mit dem Wohl des geringſten Bruders gleichſetzt: „Was ihr getan habt einem unter dieſen meiner geringſten Brüder, das habt ihr mir getan." (Matth. 25, 40.) Wer aber meint, daß es ſich hier nur um Milde und Erbarmen, nicht aber um Recht handle, der ſchiebt Jeſus die Meinung unter, daß Betätigung der Bruderſchaft vereinbar ſei mit der größten Erniedrigung, die man einem

Menſchen zufügen kann, mit der Erniedrigung, die darin beſteht, daß man ſeine Menſchenwürde, das Recht der freien Perſönlichkeit, mißachtet. Wer aus dem Gedanken der Bruderſchaft das Recht ſtreicht, der hat die Bruderſchaft ſelbſt aufgehoben.

Die immer wieder auftauchende Verkennung der prophetiſchen Rechts-Leidenſchaft bei Jeſus beruht da, wo ſie nicht aus durchſichtigen Motiven des Gewaltgeiſtes zu erklären iſt, auf einem Mißverſtändnis. Es iſt nämlich allerdings deutlich genug in den Evangelien, daß Jeſus den Menſchen nicht auffordert: „Mache dein Recht geltend, empöre dich, kämpfe darum, beſchreite den Weg revolutionärer Gewalt, auf daß du zu deinem Rechte kommſt.“ Wir wiſſen ſehr wohl, daß der Weg Jeſu ein anderer iſt: „Selig ſind die Sanftmütigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen.“ „Wenn jemand mit dir rechten und deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel.“ Aber aus dieſer Ablehnung des Gewaltweges, ja ſogar des Juſtizweges zur Erkämpfung des eigenen Rechtes, ſchließen zu wollen, daß Jeſus dem Rechte gegenüber gleichgültig geweſen ſei, das iſt ein fataler Irrtum, ein Irrtum, der ſich in unſerer Zeit der großen Vergewaltigung auf geradezu entſetzliche Weiſe ausgewirkt hat, indem auch die Chriſten nicht recht wagen, leidenſchaftlich für die Rechte der Vergewaltigten einzuſtehen. Die Meinung Jeſu iſt aber die: Für dich ſelbſt darfſt du, Chriſt, ohne Leidenſchaft ſein in Sachen des Rechtes, aber für deines Bruders Recht mußt du entflammen; für dich darfſt du ſchweigen, für deinen Bruder mußt du reden; deinen eigenen Schmerz kannſt du beherrſchen, aber über den Leiden, die deinem Bruder zugefügt werden, mußt du aufſchreien. Nie, nie kann eine Situation eintreten, wo der Verzicht auf die Geltendmachung des Rechtes deines Bruders die chriſtlich gebotene Haltung wäre. Wenn du aber ſo ehrlich biſt, einzugeſtehen, daß du ja für dein Recht vorläufig noch nicht imſtande biſt, den Weg des Schweigens und Duldens zu gehen, welche Heuchelei iſt es dann, wenn du dieſe höchſte Stufe der Bergpredigt-Ethik gerade dann erſteigſt, wenn das große Dulden nicht dein, ſondern deines Bruders Dulden iſt! Laß dir ſagen, daß auch Gewalt um des Rechtes willen dem Geiſte Chriſti viel näher iſt, als dein gewaltloſes Dulden jenes Unrechtes, das nicht dir, ſondern deinem Bruder geſchieht.

Es iſt vor allem nötig, dem geltenden Chriſtentum dieſe Heuchelei vorzuhalten. Da wird getan, als ob man den Chriſtusweg ginge, den Weg der verzeihenden Liebe, wenn man zu den Schandtaten der Tyrannen ſchweigt — während man ſonſt ſo viel redet und das „Wort“ ſo hoch ſchätzt. Es gibt tatſächlich Chriſten, die ſogar ihrem natürlichen menſchlichen Empfinden aus lauter Chriſtlichkeit Zwang antun, ſchweigen wo Himmelſchreiendes geſchieht, und ſagen: ſie wollten nicht richten: oder: mit Proteſten ſei nichts erreicht. Ach, wenn die Chriſten doch anfingen, wenigſtens wieder Menſchen zu ſein! Bei dieſer Frömmigkeit iſt man verſucht zu ſagen: weniger wäre mehr. Weniger Frömmigkeit,

das heißt, weniger von diesem künstlichen und unechten Seelenschmuck von Prinzipien, dafür mehr Wärme und Leidenschaft des Herzens.

Wenn wir aber von Christus und seiner Stellung zum Recht reden, dann haben wir noch ein Wort zu erwähnen, das Wort vom Reiche Gottes, nach dem wir trachten, um dessen Kommen wir beten sollen. Wahrscheinlich verstehen wir nicht alles, was mit diesem gewaltigen Wort gemeint ist. Aber wenn du etwas davon ahnst, daß die Gerechtigkeit dazu gehört, dann hast du mehr vom Reiche Gottes verstanden als der Theologe — es soll heute solche geben —, der hochmütig und kalten Herzens an der Gerechtigkeit vorüberschreitet.

Das Reich, die Gottesherrschaft bedeutet die Ueberwindung der Menschenherrschaft. Jenes schon zweimal zitierte: „Unter euch ist es nicht so", fordert die Verwirklichung, und zwar auch die *politische* Verwirklichung und Gestaltung einer Menschengemeinschaft, in der es keine Beherrschung des Menschen durch den Menschen mehr gibt. Der Christ muß es tief ernst nehmen, daß es nur *Einen* gibt, den man Herr nennen kann, und er muß daraus die Konsequenz ziehen, daß alles menschliche Herrentum aufzuhören hat. Wo man *ihn* kennt, da treten die Menschen als Freie und Gleiche *neben* einander. Zwischen ihnen gibt es keine anderen, von Gott anerkannten Beziehungen als die des Rechtes und der Liebe — nie aber der Liebe ohne das Recht, nie die Beziehung, die auf Gnade beruht. Es soll keine „gnädigen Herren" mehr geben auf dieser Erde, und auch keine ungnädigen. Gnade, das ist eine Kategorie, die unter Menschen überhaupt nicht anwendbar ist. Es gibt nur Einen, der gnädig genannt werden darf. Dieser Eine aber wird ungnädig sein, wenn Menschen gegenüber Menschen „das Recht in der Mistgrube der Gnade verscharren", wie Pestalozzi mit einem Worte gesagt hat, das seine ganze prophetische Leidenschaft für die Menschenrechte verrät. Das Verhältnis des Menschen zu Gott und das Verhältnis des Menschen zum Menschen stehen, nach Jesu immer wieder ausgesprochener Auffassung, in strengster Wechselwirkung.

Es ist furchtbar, wenn der Mensch dem Verhältnis zu Gott die völlig unmögliche, tief unwahre Form des Rechtsanspruches gibt und vergißt, daß es nur Gnade, nichts als Gnade sein kann, wenn Gott ihn gelten läßt. Aber es ist eine ebenso furchtbare Verkehrung der Wahrheit und Zerstörung der ewigen Ordnungen, wenn im Verhältnis des Menschen zum Menschen die unbedingte Gleichheit des Rechtes verleugnet und der eine der Gnade des andern ausgeliefert wird. Ja, ausgeliefert!! Denn der Mensch, der die Macht hat, gnädig zu sein, wird früher oder später unweigerlich ruchlos sein. Er wird es nie verstehen, mit der göttlichen Machtbefugnis der Gnade umzugehen, so wenig wie er es verstünde, über den Lauf der Sonne zu verfügen oder den Blitz zu handhaben. Darum gilt es auch in diesem Sinne, und es gilt ausnahmslos —. auch im günstigsten Fall! — daß es furchtbar ist, in die Hände der Menschen zu fallen.

Diese tiefen Einsichten, die in der Bibel so gewaltig aufleuchten, müssen Gestalt gewinnen, auch in dieser sündigen Welt. Das sagen wir im Hinblick auf die, welche die allgemeine Sündhaftigkeit immer wieder zum Vorwand nehmen, um irgendwelchen Ordnungen der Ungerechtigkeit ein Existenzrecht zu geben in dieser Welt und die damit jenes eindringliche „unter euch aber ist es nicht so" beiseite schieben, anstatt daß sie in Furcht und Zittern daran dächten, daß sie der Gnade Gottes verlustig gehen müssen, wenn sie die Menschenrechte aufheben. Wer das Menschenrecht seines Bruders aufhebt, der hebt damit gleichzeitig und automatisch die Gnade Gottes für sich selbst auf.

Der Blick auf das Reich, die Gottesherrschaft, hat noch eine andere Gefahr zu überwinden: die der Selbstvergottung der Staaten und Nationen. Wir wollen diese Konsequenzen zum Schluß nur noch andeuten. Diese Selbstvergottung ist nicht nur dort, wo man tatsächlich nichts anderes mehr als göttlich empfindet als die Staatsmacht und die Nation, sondern sie ist in einem überall für heilig und unumstößlich angesehenen Begriff nur allzu real vorhanden: in dem Begriff der Souveränität, der absoluten Selbständigkeit, welche jedes Staatengebilde sich als zu seinem Wesen gehörig zuschreibt. Auch an diesem Punkt greift der Glaube an die Gottesherrschaft politisch gestaltend ein. Niemals kann der, welcher an Gott und seine Herrschaft glaubt, etwas derartiges zugeben. Es ist wohl natürlich, daß es Nationen und Staatengebilde gibt — aber ihnen ewige und absolute Bedeutung zuschreiben, das heißt sie mit Attributen ausstatten, die nur Gott und seinem Reich zukommen. Und diese Vergottung rächt sich, denn, wenn menschliche Dinge vergottet werden, werden sie zu Götzen, und den Götzen haftet wesensmäßig Blutdurst und Vernichtungswille an.

Die Vergottung bedeutet vor allem, daß die *Macht* das wesentliche Attribut des Staates wird. Wir wissen heute aber aus grauenvoller Erfahrung, daß sich das außen- und innenpolitisch derart auswirkt, daß jener Satz: „die Macht ist böse an sich", furchtbar bestätigt wird. Der Glaube an die Gottesherrschaft muß zu einer Erlösung des Staates vom Machtdämon führen. Sein ihm von Gott gegebener Sinn ist das Recht, und die gläubige Beugung vor dem Rechtsgedanken wird auch im Verhältnis der Staaten untereinander den Standpunkt der Macht überwinden, zur Gestaltung einer Rechtsgemeinschaft der Staaten, einem Bund der Völker führen.

Also „Internationalismus" — „Völkerbrei", rufen einige entsetzt. Merkwürdig ist nur, daß hauptsächlich diejenigen das Wort vom Völkerbrei im Munde führen, welche sich wirklich alle Mühe geben, ihre eigenen Völker in einen Brei zu verwandeln, indem sie alle Individualität ausschalten, alles Persönliche und Eigenartige gleichschalten.

Die politische Gestaltung des Völkerlebens, wie wir es von den Grundwahrheiten der Gottesherrschaft her schauen, würde gekennzeichnet sein durch eine merkwürdige Einheit zweier scheinbar entgegen-

geſetzter Prinzipien: nämlich durch einen großen, umfaſſenden Zuſammenſchluß der Nationen und zugleich eine große Freiheit des Individuellen. Gerade das Gegenteil aller Gleichſchaltung, alles Zentralismus. Das Ziel iſt, daß nicht nur dieſe entſetzlichen, öden und menſchenfeindlichen Gebilde von innenpolitiſch gleichgeſchalteten Staaten, ſondern alle dieſe gefährlichen Zuſammenballungen, die man Großmächte nennt, und ihre ebenſo öden und dazu lächerlichen Nachahmungen in kleinem Format verſchwinden. Dieſe bösartigen Molochgebilde, die unter dem Machtgedanken ſtehen, die ſich immer wieder früher oder ſpäter als freiheitsfeindlich, ja als menſchenfeindlich erweiſen, dieſe Gebilde, deren Symbol das Tier iſt, ſie müſſen weichen dem Gebilde, deſſen Symbol der Menſch iſt. Des Menſchen Sache iſt das Recht und die Freiheit, die Macht aber iſt Gottes Sache. Der Menſch wird durch die Macht böſe und ebenſo werden die Staaten böſe durch die Macht. (Wir meinen Macht im prägnanten Sinn des Wortes, Macht als Selbſtzweck, nicht jene wohltätige Macht, die ſtreng dem Willen zum Recht und dem Schutze des Rechtes untergeordnet iſt.) Wer aber ſoll das in der Tiefe erkennen, und wer ſoll dieſer Erkenntnis zur Verwirklichung helfen, wenn nicht diejenigen, welche *den* kennen, dem in alle Ewigkeit allein das Reich und die Macht gehören. *Paul Trautvetter.*

Können Verrat und Trug die Schweiz retten?

Ein Proteſt.

Das mit *Oeſterreich* Geſchehene hat auch in der Schweiz ein jähes Erwachen aus falſcher Sicherheit bewirkt. Die Schweiz iſt tatſächlich in Gefahr, und zwar von Innen wie von Außen. Wenn in dieſer Lage Bundesrat und Bundesverſammlung ein Wort gefunden hätten, das wirklich dem Gebot der Stunde und dem Sinn der neuen Lage entſprochen hätte, ſo wäre das eine Tat geweſen, die etwas Rettendes in ſich trüge. Statt deſſen bildet die Proklamation an das Schweizervolk, die ſie am 21. März erlaſſen haben, für jeden Schweizer, der noch Sinn für Treue, Ehre und Wahrheit hat, nicht nur eine Enttäuſchung, ſondern einen Gegenſtand ſchwerer Sorge. Sie verkörpert geradezu die Gefahr, die uns mit Untergang bedroht.

Denn die Proklamation beginnt mit etwas wahrhaft Ungeheuerlichem, Schändlichem: mit einer Erklärung, *die als eine Billigung des mit Oeſterreich Geſchehenen verſtanden werden muß.* Es heißt:

„Am 13. März hat der Bundesſtaat Oeſterreich, mit dem die Schweiz herzliche nachbarliche Beziehungen unterhalten hat, als unabhängiger Staat zu beſtehen aufgehört. Das hiſtoriſche Ereignis, das ſich vor unſeren Augen vollzogen hat, iſt von größter Tragweite. *Der Wille, die Völker Deutſchlands und Oeſterreichs zu vereinigen, war nicht neu. Er hat bereits im letzten Jahrhundert zu bewaffneten Auseinanderſetzungen geführt. Dieſer Wille hat ſich nun durchgeſetzt.*“